

LOKALES

* Dießhaben. 1. August:

• Zur Obstkost ist es angebracht, auf den gesundheitlichen Wert des Obstes noch einmal besonders aufmerksam zu machen. Das Obst fördert die Gesundheit und das Wohlbefinden des Menschen dadurch, daß es den Appetit erhöht, die Verdauung anregt und den Durst stillt. Besonders sind Kirichen und Äpfel von hoher, gesundheitlicher Bedeutung. Der reichliche Genuß von Äpfeln ist bei allen Krankheiten, namentlich bei Rheumatismus und Gicht, notwendig; denn es wird dadurch der Stoffwechsel befördert, und dem Blute werden Nährsalze zugeführt. Kirichen reinigen das Blut, verhindern die Bildung schlechter Stoffe im Körper und somit viele Krankheiten, namentlich Hautausschläge. Pflaumen sind bei Leberleiden sehr dienlich. Wein- und alles übrige Beerenobst ist ebenfalls der Gesundheit sehr dienlich, da es viel Zucker in der natürlichsten, dem menschlichen Körper dienlichsten Form enthält. Alles Schalenobst dagegen (Walnüsse, Haselnüsse, Mandeln usw.) hat nur einen sehr geringen gesundheitlichen Wert, schon darum, weil es schwer verdaulich ist. Man esse daher lieber Kern-, Stein- und Beerenobst. Allein man muß beim Obstessen vorsichtig sein! Vor allen Dingen soll man Obst nicht in unreinem Zustande genießen, sondern es zuvor mit Wasser sorgfältig reinigen. Birnen und Äpfel sollen niemals ungeschält genossen werden, da die Schale schwer verdaulich ist. Kinder und schwächliche Personen sollen zum Obst stets Brot essen, auch solche Leute, bei denen der Obstgenuß Durchfall verursacht. Ferner darf Obst nicht in unreinem Zustande genossen werden. Ebenso verkehrt ist es, Obst statt einer Hauptmahlzeit zu genießen; denn so groß auch der gesundheitliche Wert des Obstes ist, so gering ist sein Nährwert. Kein Mensch denke daher, vom Obst allein leben zu können. Obst kann nur immer nach den Mahlzeiten und zu denselben genossen werden. Zu den Mahlzeiten empfiehlt sich das Obst ausschließlich als Kompott. Keine Hausfrau sollte versäumen, solches zur Obstkost in großen Mengen herzustellen. Als Kompott kennen und schätzen wir alles Mus, gesüßmertes Obst, Backobst, Obstgelee, eingemachtes Obst und Gemüse. Zu Mus läßt sich auch noch nicht ganz reifes Obst verwenden. Daneben vergesse man nicht die mannigfachen Obstspeisen und Obstsuppen. Ueber die Zubereitung alles dieses kann an dieser Stelle nicht ausführlich berichtet werden. Es ist daher rathsam, im Kochbuch nachzuschauen!

* Uebertragbare Krankheiten von der Schule fernzuhalten, bezweckt eine neue „Anweisung“ des Kultusministers, die von den Regierungs-Präsidenten sogleich bekannt gegeben wird. In ihrem allgemeinen Theil beschäftigen sich die neuen Vorschriften mit der Reinhaltung der Schulgrundstücke, Brunnen, Bedürfnisanstalten und der bakteriologischen Untersuchung des Brunnenvassers. Sodann werden in zwei Gruppen je zwölf ansteckende Krankheiten aufgeführt, die der besonderen Aufmerksamkeit der verantwortlichen Schulbesitzer empfohlen werden. Den an jenen Krankheiten leidenden Lehrern und Schülern wird das Betreten der Schulräume verboten; ebenso haben gesunde Lehrer und Schüler die Anstalt zu meiden, sofern in ihren Bezugsungen übertragbare Krankheiten herrschen. Lehrer und Schüler sind davor zu warnen, Behausungen zu betreten, in denen sich Kranke der bezeichneten Art, oder an ansteckenden Krankheiten Verstorbene befinden. Des weiteren wird allen Personen, die mit Diphtherie, oder Pocken, oder in Verührung gekommen sind, dringend angerathen, sich durch Heilserum-Einspritzungen immunisiren zu lassen. Kommen ansteckende Krankheiten bei im Schulgebäude selbst wohnenden Personen vor, so ist die Schule unverzüglich zu schließen, ebenso, wenn im Orte gefährliche Krankheiten ansteckender Natur epidemisch auftreten.

* **Aufleben auf Postkarren.** Zu den auf dem letzten Weltkongreß in Rom vereinbarten Neuerungen im postalischen Weltverkehr, die am 1. Oktober in Kraft treten, zählt auch eine Bestimmung, nach der Postkarren auf der Rückseite Aufsichtsfarben

auch auf der vorderen freien Hälfte) mit Bignetten beklebt werden dürfen. Diese Erneuerung kann in der Geschäftswelt insofern leicht falsch aufgefaßt werden, als es andererseits nicht zulässig ist, Postarten mit Druckmustern zu versehen, auch wenn diese in ihrer bildlichen Ausstattung als Bignetten angesehen werden können. Auf eine Anfrage aus Geschäftsstellen; was bei Anwendung der neuen Bestimmung als Bignette im Sinne des Weltpostvereins anzugeben sei, hat das Reichspostamt erwidert: Eine genaue Begriffsbestimmung des Wortes Bignette im Sinne des Weltpostvereins-Vertrages lasse sich bei der vielfältigen Ausföhrung der Bignetten nicht geben. Es werde vielmehr beim Vorkommen von Postarten mit Aufklebungen von Hall zu Hall zu entscheiden sein, ob die Aufklebung als Bignette anzugeben werden kann oder nicht. Jedenfalls aber würden Aufklebungen, die sich als Proben darstellen, bei Postarten als unzulässig erachtet werden.

Heimarbeiterausstellung in Frankfurt. Unter Mitwirkung von Vertretern zahlreicher Arbeiter- und Unternehmer-Organisationen, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Korporationen, städtischer und staatlicher Behörden wird, wie schon öfter mitgeteilt, im Frühjahr 1938 in Frankfurt eine Ausstellung der in der Heimindustrie hergestellten Bedarfs- und Gebrauchsartikel eröffnet werden. Die Ausstellung soll alle Hausindustrien in Frankfurt o. M. und seiner näheren und weiteren Umgebung, einschließlich der Gebirge Taunus, Westerwald, Vogelsberg, Rhön, Spessart und Odenwald, sowie einschließlich Rheinhessens umfassen. Für jede größere Industriegruppe ist ein Ausschuss eingesetzt, dem ein wissenschaftlicher Leiter vorsteht und dem mindestens je ein Arbeiter und ein Arbeitgeber angehört. Diese Ausschüsse haben die Aufgabe, die besonderen Verhältnisse der Heimarbeit, namentlich die Lage der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen selbst, nach allen Seiten gründlich zu untersuchen, um ein unparteiisches, wahrheitsgemäßes Bild von den Lebensbedingungen der in der Heimindustrie Beschäftigten zu entwerfen. Die Ausschüsse sollen ferner die auszustellenden Waren sammeln. Die Heimarbeit, die in unserem Wirtschaftsleben eine große Bedeutung besitzt, ist bisher noch nicht genügend erforscht, und es sind vielfach partielle, einseitige Schilderungen von derselben gegeben worden. Diesem Mangel für das Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet abzuhelpen, ist Aufgabe der Frankfurter Ausstellung. Die Veranlassung zu unseren Erhebungen über die Heimarbeit ist also nicht müßige Neugier, sondern ein wohlverdienendes, tiefgehendes Interesse für eine bedeutsame Erscheinung im deutschen Wirtschaftsleben und für das Wohl und Befinden von Tausenden von Familien in unserer Heimat. Mit Hilfe der gesamten Materialien hoffen wir zeigen zu können, inwieweit die Erhaltung der Heimarbeit im Interesse der beteiligten Arbeiter und Unternehmer liegt, und auf welchen Wegen die Beseitigung der vorhandenen Mängel durch gesetzliche Bestimmungen usw. angestrebt ist. Die zu befragenden Arbeiter wie Unternehmer in der Heimarbeit brauchen in keiner Weise zu befürchten, daß ihnen aus der wahrheitsgemäßen Beantwortung der von unseren durchaus vertrauenswürdigen Mitarbeitern gestellten Fragen irgendwelche Nachteile erwachsen könnten. Die erteilten Auskünfte werden zu Steuerzwecken nicht benutzt und überhört keiner Behörde mitgeteilt. Irgendwelche Schädigungen oder Bloßstellungen sind nicht zu befürchten.

* Rhein- und Taunusklub. Kommenben Sonntag, 4. August.
veranstaltet der Klub einen Familienausflug nach der Hall-
gartener Gänge. Abfahrt von Wiesbaden 2.00 Uhr. Hoffen wir,
dass bei der großen Beliebtheit, deren sich diese Familienwande-
rungen erfreuen, eine recht zahlreiche Beteiligung um gutes Ge-
lingen des Ausflugs beiträgt. Gäste und Freunde des Klubs
sind — wie immer — herzlich im Kreise der wandertröhen Tau-
niden willkommen. Da bis zur Dämmerung auf der gastlichen
Föhle geblieben wird, ist neben Getränken auch für Speisen aus-
beute gesorgt. — Ueber die Entschaltung des Namens: Hallgartener

Zange“ sei bemerkt, daß dieser Name dem Wappen Hallgates einnehmen wurde. Das älteste und bekannteste Wappen ist am Oerfiod der Kirche und stammt aus dem Jahre 1525. Die Zange in das Wappen kam, darüber berichtet uns noch ein altes, fast vergessenes Märchen. „Vor einst ein armer Schmied im Ort, der mußte wacker arbeiten, um sich durchzuschlagen. Als er so wieder traurig am Feuer stand, lag ein Reiter an die Schmiede herangesprengt, der sprach ihn um Herberge für die Nacht an. War er auch selbst sehr arm, so nahm er dennoch den Ritter gütlich auf und gab ihm zu essen und zu trinken, so gut er es vermochte. Andern Tages wollte er den Schmied mit sich nehmen, denn er brauchte einen Knecht, sagte er, und versprach ihm einen hohen Lohn. Doch der Schmied wollte Weib und Kinder nicht verlassen, und dann fürchtete er sich auch vor dem Reiter, der ihn immer mit so unheimlich funkelnden Augen ansah. Doch der Ritter wollte ihn für seine Gastfreundschaft belohnen und sagte, er solle sich aus seinem Wirtshaus aussuchen, was er wolle. Da nahm sich der Schmied aber nur eine große Zange daraus, die er gerade benötigte. Rasch schwang sich der Reiter auf sein Pferd und rief ihm noch zu, daß alles, was er mit dieser Zange berühre, zu lautem, reinem Golde würde. Nun hatte die Rot bald ein Ende und der Schmied, der vordem ein gottesfürchtiger Mann gewesen, der lebte nun in Haus und Drauß. Eines Tages kam der fremde Reiter wieder und ob sich der Schmied auch wehrte, er nahm ihn mit sich fort und ist nicht mehr gesehen worden. Da sahen die Leute, daß es der Böse war und sie nahmen das Gold und hauchten eine Kapelle davon. Die Zange aber hingen sie zum ewigen Angedenken darinnen auf. Den Berg aber, nach dem der Teufel mit dem Schmied gezogen war, den nannten sie die Zange.

* Die Wiesbadener Privat-Handelschule unternahm am Montag, wie wir mitzuteilen gebeten werden, im Anschluß an ihren vorigen wissenschaftlichen Spaziergang, die damals wegen Zeitmangel verschobene Besichtigung der Staniel- und Metallapfel-Fabrik Georg Raffer (Inhaber die Herren Fritz Dorer und Gustav Hurrah). Herr Dorer hatte die Freundlichkeit, die Lehrer und Schüler persönlich durch den ausgedehnten Betrieb zu führen. Seinen sehr interessanten Ausführungen folgten alle mit gespannter Aufmerksamkeit und erhielten eine klare Anschauung über die Umwandlung des weis- und dünnflüssig dem Schmelzofen entkommenden, in eisernen Formen roth zu band-ähnlichen Streifen erstarrten, glänzenden Roh-Metalls zu schönen, farbenreichen Plattenkapfeln, welche ihren Weg bis zur reich bestellten Herrschafstafel, vielleicht bis zum Tischtisch zu ändern. Die geradezu ins Unendliche gehenden prächtigen Sortensammlungen und -Prägungen, durch welche die Firma den Ansprüchen einer weiterzweigenden Rundschau gerecht wird, waren sehr geeignet, den Blick der Besucher belehrend zu weiten und das Auge zu erfreuen. Die musterhaften möblichen Einrichtungen, bei welchen die Fabrik theilweis: eigene Patente besitzt, darunter u. a. z. B. Maschinen, welche täglich 30.000 Stück Kapfeln selbsttätig anfertigen und mit eingebender Sächlichkeit vorgeführt wurden, gewährten den Handelschülern einen weiteren, ungemein lehrreichen Einblick in den praktischen, Hand in Hand arbeitenden Betrieb einer ausgedehnten Fabrik-anlage mit großen, hellen, den gesundheitlichen Anforderungen entsprechenden Arbeitshöfen, bei welchen noch ganz besonders die vortreffliche, fortbauernde Zuleitung reiner Luft durch eigene Sanganlagen bemerkenswerth erscheinen. Durch solchen Anschauungsunterricht an Ort und Stelle wird sowohl der Sinn wie auch das Verstandnis für die praktische Arbeit geweckt und geschärft und die jungen Handelsbessenen ernu: darauf hingewiesen, wieviel Intelligenz und wie rastender Fleiß von den kaufmännischen Angestellten, namentlich aber von den Betriebsleitern selbst gefordert werden und wie von jedem Einzelnen festeres, zuverlässiges Arbeiten verlangt werden muß, wenn das ganze Betriebe nicht unangenehm gestört werden soll. Diese Sicherheit mit rascher Auffassungsgabe den Schülern der Wiesbadener Privat-Handelschule Institut Dein, Rhein-strasse 163), anzueignen und ihren Geschäftskreis nach Möglichkeit zu erweitern, ist das Hauptziel des umfangreichen Lehrplans des unter erfahrener, kaufmännischer Leitung stehenden In-stituts.

Berliner Börse, 31. Juli 1907.

[illegible]



Nr. 178.

Freitag, den 2. August 1907.

22. Jahrgang.

Unser Drückeberger.

Aus meinem Kriegstagebuch von 1870.

Von Fred Vincent.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das „kleine Frühstück“, bei dem die Honoratioren der ganzen Umgegend unsere Wirte machten, verdiente weder der Reichhaltigkeit noch der Güte des Gebotenen nach diese Bezeichnung. Dagegen unterschied es sich aufs vorteilhafteste von manchem großen, das ich vor- und nachher mitgemacht habe, durch die schöne Herzlichkeit, die zwischen den Vertretern der verschiedensten Lebensstellungen herrschte, die voneinander meistens nicht einmal die Namen kannten. Und vor dieser „gemischten“ Gesellschaft hielt ein kleiner alter Herr von beneidenswerter Rundlichkeit und weit mehr Patriotismus als Stimme eine herrliche Rede. Wenn dabei sein Organ auch hier und da bei besonderen Kraftstellen umschlug und eigentümliche quielende und glucksende Laute von sich gab, so beeinträchtigte das die Wirkung nicht im geringsten, denn diese war eine ehrliche, stürmische Begeisterung, und so tranken wir auf den Sieg der vereinigten deutschen Waffen und — zum ersten Mal — auf die für alle Zukunft feststehende Einigkeit ihrer Träger. Da noch weitere Reden gehalten wurden, so steigerte sich die Begeisterung, und im direkten Verhältnis zu ihr stand die Zeitdauer des Frühstücks.

Gut war es aber jedenfalls, daß der auf das Frühstück folgende letzte Teil unseres Tagesmarsches nicht mehr gar zu weit war, denn die Begeisterung unserer Leute hatte schon sehr bedenklich sich zu verflüchtigen angefangen, als wir in unsere Quartiere einrückten. Das Exerzieren an diesem Abend fiel uns allen merkwürdig schwer.

Ganz ähnlich verlief der dritte Marschtag, denn auch am 27. Juli kamen wir nicht „ungeeßte und ungetrunke“ durch. Insofern lag an diesem Tag der Fall ungünstiger für uns, als wir das Frühstück nach kaum beendigem ersten Drittel unseres Tagesmarsches zu überwinden hatten. Und nach demselben erlebte auch unser Feldwebel seinen ersten Triumph über den Gefreiten Tilmanns, worauf er schon an den beiden vorhergegangenen Marschtagen sehnsüchtig gewartet hatte.

Wir waren schon fast zwei Stunden in glühendem Sonnenbrand auf der staubigen Landstraße marschiert, kein Lüftchen regte sich und wie mechanisch setzten die Leute einen Fuß vor den andern. Aller Frohsinn, aller Humor schien erloschen, und ich blickte mit Besorgnis im Vorüberstreiten in die Sektionen hinein. Obgleich wir die Kragen, sowie die beiden obersten Rockknöpfe schon längst hatten öffnen lassen, bemerkte ich hin und wieder, besonders bei dem Gefreiten Tilmanns, unter dem grauen Staubüberzug des Gesichtes jene bläulich-grüne Farbe, die, wie ich leider aus Erfahrung wußte, das Vorzeichen des Hitzschlages ist. Gegen diesen aber hilft bekanntlich nur das rechtzeitige Trinken einer möglichst großen Menge frischen

Wassers. Bei den meisten Leuten war die Gefahr dadurch verursacht, daß sie zuviel von dem ungewohnten Wein zu sich genommen, während Tilmanns, wie ich später erfuhr, aus übergroßer Vorsicht, um nicht ausspannen zu müssen, keinen Tropfen davon getrunken hatte, und etwas anderes war nicht zu haben gewesen. Die beiden Extreme hatten also dasselbe Resultat gehabt. Aus meiner Besorgnis riß mich der Anblick eines Dorfes hin, das in geringer Entfernung vor uns auftauchte. Ein Dorf ohne Brunnen war undenkbar. Ich eilte von Sektion zu Sektion, aufmunternd und ermahnend, im nahen Dorfe recht viel Wasser zu trinken. Aber als wir die Ortschaft erreicht hatten, da lag zwar gar bald vor uns ein stattlicher Laubbrunnen — ob aber auch nur ein einziger von uns mit Wasser seinen Durst gelöscht hat, das habe ich nicht feststellen können, denn überall standen Männer mit „Stützen“ und — ich habe kein Wasser getrunken.

Als wir den Ort im Rücken hatten, waren die bedrohten Anzeichen verschwunden, Stimmung und Haltung der Leute war vortrefflich, und munter ging es vorwärts. Auch Tilmanns, dem man tags vorher gegen Ende des Marsches die Anstrengung deutlich angemerkt, machte jetzt wieder einen frischen Eindruck, denn sein Gesicht zeigte eine leichte gesunde Röte, und seine Augen glänzten vergnügt.

„Na, Tilmanns,“ rief ich ihn an, als ich wieder nach vorne ging, „Sie sehen ja merkwürdig mobil heute aus. Das Marschieren scheint Ihnen vorzüglich zu bekommen.“

„Ja wohl, Herr Leutnant!“ erhielt ich zur Antwort. „Ich habe mich rascher wieder eingewöhnt, als ich selbst geglaubt habe. Heute könnte ich noch stundenweit marschieren.“

Noch war indes keine halbe Stunde vergangen, da kam der Feldwebel eilig an mich heran und brachte mir die völlig unerwartete Meldung: „Soeben ist der Gefreite Tilmanns umgefallen, Herr Leutnant. Das Verzieren der Chausseegräben geht los!“ Trotz des brummigen Tones der Meldung war eine gewisse Genugtuung in demselben nicht zu verkennen, war doch seine Voraussetzung so rasch in Erfüllung gegangen.

„Was? Umgefallen? Der Gefreite? Alle Hagel, da muß etwas Ernsthaftes los sein. Kommen Sie mit, Feldwebel!“ und ich eilte zurück. Richtig, dort stand der Sektionsführer, und daneben im Graben saß der Gefreite, doch schlimm sah die Geschichte nicht aus, wenigstens nach dessen blühender Gesichtsfarbe zu urteilen. „Donnerwetter, Tilmanns! Was machen Sie denn auf einmal für Geschichten? Wo fehlt's denn eigentlich?“

Das war nun allerdings leichter gefragt, als beantwortet, denn weder der Gefreite selbst noch der inzwischen herangekommene Lazarettgehilfe wußten eine befriedigende Auskunft zu geben; das Allgemeinbefinden ließ nichts zu wünschen übrig, nur die Beine waren bleischwer und versagten einfach den Dienst, sie waren „inkohärent“ geworden. So meinte wenigstens unser

Alter Stabsarzt, mit seinem trockenen Humor, als er, ohne abzustiegen, nach einem kurzen Blick auf den Maroden verzweifelnd sagte: „Auf den Wagen! Im Quartier ordentlich essen und schlafen, dann ist der Mann heute Abend wieder auf dem Damm!“ Mit einem kurzen Wort der Aufklärung an mich ritt er weiter, und auch ich suchte, vollständig beruhigt über den rätselhaften Vorfall, so rasch wie möglich meine Kompanie wieder einzuholen.

„So'n Drückeberger!“ murmelte Schmidt, als wir auf unserm Platz angelangt und er wieder zu Atem gekommen war. „Hat's doch durchgesetzt, daß er sich nachfahren lassen darf. Steht aus wie's blühende Leben und legt sich in den Graben! Wird's jetzt wohl öfter probieren, wo's ihm das erste Mal so gut gegliedert ist. Können uns nur gleich 'nen Extrawagen für den Herrn Tilmanns zulegen.“

„I 100, Feldwebel,“ bejaufte ich. „Der hat bis heute Abend längst ausgeschlafen.“

„Wie meinen der Herr Leutnant?“ fragte der Gefreite verständnislos.

„Ich meine, daß Sie recht hatten, — daß der Gefreite Tilmanns absolut keinen Wein trinken kann, oder besser gesagt, daß in eine Pfälzer Stütze mehr Wein hineingeht, als der Gefreite Tilmanns zu trinken vermag!“

Einen Augenblick sah mich Schmidt an, als sei er nicht sicher, ob ich im Ernst spräche, dann aber legte sich ein Ausdruck innigsten Begreifens über seine Züge, und ohne mir in Worten eine Erwiderung zu geben, begann er leise den „Alten Dessauer“ vor sich hinzupfeifen. Unser ganzes Bataillon aber kam an diesem Tage in die vorzüglichsten Quartiere in Deidesheim, und als am anderen Morgen der Feldwebel ausgeschlafen hatte — was ihm übrigens, ebenso wie manchem anderen von uns, recht notgetan — da mochte er den gestrigen Zwischenfall doch in einem milderen Licht betrachten, denn ich hörte ihn dem Gefreiten zuzurufen: — „Na, Tilmanns, wieder in der Reihe? — Ja? — Schön! Bitte mir aber aus, daß sich Ihre Beine heute nicht wieder 'ne Insubordination vor versammeltem Kriegsvolk erlauben.“

Mit dem 28. Juli nahmen die Reisezüge und die guten Quartiere ihr Ende, denn das kleine Mülsheim (in der Nähe von Gernersheim) hatte unserer ganzen Brigade Unterkommen zu gewähren, und zwar bis zum 2. August. Dieser Zeitraum, in welchem sich der Aufmarsch der Dritten Armee vollzog, deren Oberbefehl der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen am 30. Juli übernahm, wurde von uns gewissenhaft ausgenutzt: morgens Exercieren, nachmittags Felddienst! So waren wir am 2. August abends soeben erst bei strömendem Gewitterregen von einer solchen Übung eingerückt, da jagte, „daß Ries und Funken stoben“, eine Husarenordonnanz mit dem in solchen Momenten üblichen III-Brief vor das Brigadestabsquartier, und unmittelbar darauf bereiteten die vier Signalkoten „Das Ganze“ unserem militärischen Stilleben ein jähes Ende.

Mit einbrechender Dunkelheit trat das Regiment seinen Marsch an: Artillerie, Kavallerie und andere Infanterietruppen, die neben der Straße aufgestellt waren, deren Abzeichen wir aber nicht mehr zu erkennen vermochten, schlossen sich an, und in unabsehbarer Kolonne ging es auf steinigten Feldwegen in die Nacht hinaus, der französischen Grenze zu. Einzelne Ortschaften wurden passiert, deren Häuser erleuchtet waren, und vor den Türen standen die Bewohner und sahen mit wachsendem Staunen auf die unendliche Reihe von Soldaten, Pferden, Geschützen und Wagen, die schweigend in dem engen Lichtkreise vor ihnen erschienen und ebenso wieder verschwanden. Kaum ein Kommando oder Zuruf wurde laut, weiter ging es, immer weiter — niemand außer den höchsten Führern kannte das Ziel des Marsches.

Mitternacht war vorüber. Da zeichnete sich am helleren Horizont ein Walddunkel ab, und zu beiden Seiten bogen die Truppen von der Straße ab, marschierten auf, und während einzelne Kompagnien noch auf verschiedenen Wegen bis in den Wald vorrückten, wurden die Gewehre zusammengefaßt und das Gepäck neben denselben abgelegt. Wir waren in unserem ersten Kriegszug in der Gegend von Rohrbach und nahe der Grenze angelangt. Eine Weile hörten wir noch hinter uns auf den Feldern das schwere Rollen der Geschütze, das vereinzelt Wiehern der Pferde, dann

aber wurde es ruhig über dem dunklen Lager — Feuer durfte nicht angezündet werden — dem letzten Lager auf deutschem Grund und Boden.

Leuchtend klar stieg die Sonne am nächsten Morgen am blauen Augusthimmel empor und spiegelte sich in den Tausenden von blanken Helmen, in den blitzenden Waffen der gewaltigen deutschen Armee, die hinter dem dunklen Grenzwalde aufmarschiert war, um den frevelhaften Angriff auf deutsche Ehre, auf deutsches Gebiet blutig zurückzuweisen. Und jeder einzelne in dieser Armee kannte nur einen Wunsch, nur einen Gedanken: Vorwärts! an den Feind! um selbst zu erproben, ob der befürchtete Glanz der kriegsgewohnten Troupiers des Kaisers Napoleon deutscher Tapferkeit in Wirklichkeit so weit überlegen sei!

Allein der Befehl zum Vorgehen ließ auf sich warten. Immer höher stieg die Sonne und sandte ihre Strahlen auf die schattenlosen Felder herab, auf welchen wir noch immer im Bivak lagen und stundenlang der Wasserträger harreten, die von allen Seiten in langen Reihen zu den wenigen Brunnen der umliegenden Ortschaften gezogen kamen und nur nach langem Warten das erquickende Raß erlangen konnten. Mittag war vorüber und wir hatten abgeloht, Appell gehalten usw., und nur langsam schlichen die Stunden vorüber. Wohl ritten Kavallerieabteilungen auf den Wegen in den Wald vor uns hinein und kamen in kurzem Trab zurück, aber nichts verlaubliches, immer noch nichts! Der Feind ließ sich nirgends blicken, und der Befehl für uns blieb aus. Am Nachmittag endlich hieß es, wir würden voraussichtlich bis zum nächsten Morgen in unseren Stellungen bleiben, und nun gingen wir daran, uns aus Nesten und Zweigen Schutzhütten zu bauen, denn nach dem heißen Tage begannen sich wieder Gewitterwolken zu zeigen. Der Himmel umzog sich immer dichter, allein noch fiel kein Tropfen, und da es auch nicht viel kühler wurde, so saßen wir noch lange in der schwachen Beleuchtung einzelner Kochfeuer, bevor wir unter unsere Laubdächer krochen.

Es war noch so dunkel, daß man nicht die Hand vor den Augen erkennen konnte, als es in unserm Lager anfang lebendig zu werden, denn wir hatten eine im Bivak wenig beliebte Zugabe erhalten — Regen. Daß aber gegen einen richtigen Landregen ein leichtes Laubdach auf die Dauer keinen ausreichenden Schutz gewährt, ist eine Erfahrung, die wir in den frühesten Morgenstunden des 4. August sehr rasch zu unserm Leidwesen machen mußten. Auch die Hütte, welche die sämtlichen Offizierdienstenden unserer Kompanie mit Einschluß des Feldwebels beherbergte, machte von der allgemeinen Regel durchaus keine Ausnahme, vielmehr schienen die dicken, auf den Blättern sich ansammelnden Tropfen mit unheimlicher Sicherheit stets den empfindlichsten unbedeckten Körperteil der Schläfer, das Gesicht, sich anzusuchen, um mit derbem Klatsch darauf hinabzustürzen. So traf auch den Feldwebel Schmidt ein solcher sogenannter Tropfen — „der reine Wasserfall“, klagte der Betroffene nachher — an einer Stelle, die ganz besonders empfindlich gegen Wasser war; er fiel dem Schnarchenden nämlich zwischen den leicht geöffneten Lippen hindurch direkt in den Hals. Die Wirkung war geradezu zauberhaft, denn laut pfeifend und schnaubend sprang der corpulente Herr mit ungeahnter Gewandtheit auf die Füße, und da er dabei an eine der Hauptstützen der Hütte anrannte, so entlud sich eine derartige Traufe auf uns andere, daß wir schleunigst seinem Beispiel folgten.

Es war gerade ein Uhr, als wir unser triefendes Obdach im Stich ließen, und die Situation in der stockfinstern Nacht und im strömenden Regen zeichnete sich trotz der schwülen Temperatur nicht durch Gemütlichkeit aus, allein sie wäre ohne die Zindigkeit von Tilmanns sicher noch ungemütlicher gewesen. Der Gefreite hatte sich am Abend eine Postür „ausgebeten“ — die erste kriegsmäßige Umschreibung für das Requirieren aus eigenem Antriebe in diesem an solch humoristischen Schlagworten so reichen Feldzug — um dieselbe als Dach gegen den erwarteten Regen zu benutzen. Als derselbe aber dann wirklich eingetreten, war ein in der Dunkelheit ruhelos Umherirrender auf das Dach und mit diesem auf den Gefreiten gefallen, der nun eingesehen, daß ihm ein weiseres Gedächtnis Dasein nicht gegönnt werden würde. Dennoch wurde die Tür ihrer anfänglichen Bestimmung nicht ganz entfremdet, denn jetzt loberte unter ihrem Schutze ein Feuer

auf, daß so erfolgreich genähert wurde, daß das Kaffeebrauen bald in höchster Blüte stand, und wir rasch genug über die nächsten zwei Stunden hinwegkamen. Das Signal „An die Gewehre!“ machte kurz nach drei Uhr der Situation und dem Humor gleichzeitig ein Ende, denn wir waren zur Avantgarde befohlen und mußten sofort antreten.

Immer noch im strömenden Regen ging es unaufhaltsam vorwärts auf sandigen Waldwegen, über aufgeweichte Feldwege, durch Dörfer hindurch wieder in den Wald hinein, in einem Eilmarsche, der uns endlich gegen neun Uhr bei der Bienenwaldshütte an die Lauter und damit an die französische Grenze brachte. Schon seit einiger Zeit hatten wir geglaubt, von der rechten Flanke her Geschützfeuer zu hören, als wir aber jetzt mit jubelndem Hurra die Grenze mit ihrem Hüßchen und den dahinterliegenden, gut ausgebauten, merkwürdigerweise aber nicht vom Feinde besetzten Erdwerken überschritten hatten, da scholl deutlich der Kanonendonner aus der Gegend von Weißenburg zu uns herüber. Die rechte Flügelskolonne unserer Armee, die Bayern, mußten dort auf den Feind gestoßen sein. Doch wir wollten auch dabei sein, und als wir nun die große Lauterburg-Weißenburger Landstraße erreicht hatten, ging es, ohne nur einmal anzuhalten, im Geschwindschritt eine gute Stunde lang auf den Arm der Schlacht zu.

Hier auf der vorzüglich gehaltenen Staatsstraße war es uns Zugführern erst wieder möglich, uns etwas näher um den Zustand unserer Leute zu bekümmern, und wir bemerkten zu unserer Freude, daß sie sämtlich mit Ungeduld dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde entgegen sahen. Zwar hatte der forcierte Marsch bei der großen Hitze — denn seit ungefähr acht Uhr hatte der Regen aufgehört, und die Augustsonne stach erbarmungslos herab — sehr hohe Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit gestellt, und die körperliche Anspannung war deutlich auf manchem Gesicht zu lesen, aber trotzdem blieb kein einziger zurück. Auch Tilmanns nicht, der am wenigsten seine große Ermüdung verbergen konnte und beständig die eine Hand unter den gerollten Mantel geschoben hielt, um den Druck desselben auf die Brust zu lindern. Ich war sofort neben ihm und sprach ihm ermutigend zu:

„Geben Sie mir mal Ihr Gewehr her, Tilmanns, und nehmen Sie den schweren nassen Mantel ab, der schnürt Ihnen ja den Atem weg. Nur immer Courage, Mann! Sie werden mir doch heute nicht ausspannen wollen?“

„Gewiß nicht, Herr Leutnant! Solange mich meine Beine tragen, bleibe ich nicht zurück!“

„Na, na,“ mischte sich der Feldwebel misstrauisch ein, „die Beene, die werden doch wohl nicht! Denen ist doch sicher keine Pfälzer Weinstück' zu nah' gekommen?“

„Es geht jetzt auch schon wieder viel besser, Herr Feldwebel. Nur der Mantel, der hat mich so furchtbar gedrückt!“ Und wirklich schien sich der Gefreite zusehends zu erholen, seitdem ich ihm die Flinte trug und er nach Abnahme des quälenden Ausrüstungsstückes wieder freier atmen konnte.

Links ab von der Landstraße bogen wir jetzt, und nach einem weiteren Marsch von einer halben Stunde bergauf über Felder und zuletzt mit einer scharfen Nechtschwenkung durch einen Busch hindurch, traten wir in Angriffskolonnenformation auf den freien Hügelkopf hinaus. „Gewehr ab! Nieder!“ kam das Kommando. Vor uns lag ein weites Tal, in dessen Grund sich die französischen Schützen längs einer Straße eingenistet hatten, und uns gegenüber auf zwei Anhöhen sahen wir ihre Kolonnen massiert, Geschütze und Mitrailleusen aufgeföhren. Wir hatten den rechten Flügel der feindlichen Aufstellung umgangen, denn die Höhen vor uns waren der mit Weinbergen bestandene Schafbusch und dahinter der von starken Gebäuden, einem Geföhse und einem festungsähnlichen Schlosse gekrönte Gaisberg. Von Weißenburg selbst war nichts zu sehen, wohl aber konnten wir aus dem heftigen Geschöh- und Gewehrfener auf das hitzige Geföhse schließen, das dort entbrannt war.

Viel Zeit, um Geländestudien zu machen, wurde uns übrigens nicht gelassen, denn die Herren Tirailleurs da unten hatten uns bemerkt und benöhigten die Gelegenheit, ihre überschüssigen Patronen möglichst schnell loszuwerden. Das war wenigstens der ganze Erfolg, den sie mit ihrem Schnellfener erzielten, mit dem sie auf mindestens 1500 Meter Entfernung das „Geschöhse“

eröffnieten. Verluste verursachte und dasselbe nicht, da gegen hatte es den Vorteil für uns, daß unsere Leute sich an das unheimliche Pfeifen der Kugeln gewöhnten und rasch die Ueberzeugung gewannen, daß Schießen und Treffen zwei sehr verschiedene Dinge sind. Da indes von einem „Hinschießen“ unsererseits bei dieser Entfernung keine Rede sein konnte, so befanden wir uns bald im vollen Avancieren, wobei die ganze Kompagnie ausgeöhwärmt war.

Als droben am Waldbrand der Befehl zum Vorgehen gegeben wurde, und ich bei dem „Auf!“ unseres Premiers vor die Mitte meines Zuges eilte, war plötzlich hinter mir einer meiner Leute zusammengebrochen. Beim Umwenden hatte ich eben noch gesehen, wie sich der Lazarettgehilfe über den regungslos daliegenden Gefreiten Tilmanns beugte, dann waren wir vorwärts gestöhrt. Wenige Minuten später — wir waren gerade in einem kleinen Hohlwege angelangt, wo wir die Tornister ablegten — hatte uns der Lazarettgehilfe wieder eingeholt, was mich in der Annahme bestärkte, daß wir den unglücklichen Gymnasiallehrer als ersten Gefallenen auf die Verlustliste würden setzen müssen. Der erste Gefallene! — ein nicht zu beschreibendes Gefühl durchrieselte mich vom Kopf bis zu den Füßen bei dem Gedanken, wie viele weitere am heutigen Tage dem ersten noch zugesellt werden würden, vielleicht ich selbst.

„Tot?“ fragte ich halblaut.

„Ohnmächtig, Herr Leutnant!“ kam laut und bestimmt die Antwort.

„Was?“ fragte ich nochmals, aber scharf. „Ohnmächtig! Nicht einmal verwundet?“

„Keine Spur! Nicht angetrahgt; glatt ohnmächtig!“ Fast hätte ich mich meiner Geföhsumwandlung geschämmt, bis ich in die mir wie belustigt zugekehrten Gesichter meiner Leute blickte; da aber brach der Feldwebel los:

„Jawoll, Herr Leutnant; einfach ohnmächtig! Da haben Herr Leutnant den Drückeberger! Aber ich habe es ja gleich gesagt, Herr Leutnant, sobald es knallt, fällt der um und bleibt liegen. Das ist die richtige Sorte; so seine Herren haben zarte Nerven, Herr Leutnant.“

„Donnerwetter, Feldwebel, lassen Sie mich zufrieden mit Ihrem ewigen: Herr Leutnant! Ich wollte...“ Was ich eigentlich wollte, wußte ich wohl selbst nicht recht, aber ich glaube, ich hätte dem Tilmanns mit dem größten Vergnügen eine derartige Portion einer Mitrailleusenladung in den Leib gewünscht, wie er sie nur irgendwie hätte vertragen können, ohne daran zu sterben, nur um dem Feldwebel mit seinem unvermeidlichen „Drückeberger“ nicht recht geben zu müssen.

Die vorderste französische Schützenkette hatte sich auf die zweite an der Chaussee zurückgezogen, sobald unsere Bändnabeln angefangen hatten, kräftig unter ihr aufzuräumen, und manche Kothose war auf dem Felde liegen geblieben. Aber auch auf dem Abhang, den wir im sprunghaften Vorgehen heruntergekommen waren, konnte man deutlich die dunklen Körper bemerken, die den von uns zurückgelegten Weg bezeichneten. Jetzt lagen wir in leidlicher Deckung im Feuergefechte höchstens 200 Schritt vor der starken feindlichen Position und warteten auf das Herankommen unserer Unterstützungstrupps, um dieselbe mit Sturm zu nehmen, als Schmidt, der sich nach rückwärts umgeblickt hatte, plötzlich ausrief: „J, da soll mich doch...! Ich will dem Napoleon heute noch die großen Stiebel ausziehen, wenn da nicht unser Drückeberger antkommt! Na, ich sage kein Wort mehr!“

Es war in der Tat Tilmanns, der mit vollem Gepöh abwechselnd im kurzen Laufschrötte und im Schritthalbweg zwischen uns und den mit schlagenden Tambours geschloßen anrückenden Unterstützungstrupps über das vom heftigsten feindlichen Feuer bestrichene Feld herankam. Als er mich erkannte, ging er mit angefaßtem Gewehr ruhig auf mich zu; offenbar wollte er sich vorchriftsmäßig bei mir melden. Das aber war mir doch, trotzdem ich mir selbst eine gute Dosis kaltblütige Ruhe zutraute, zu arg, und ich schrie ihn an:

„Donnerwetter, Herr, sind Sie denn toll geworden? Scheren Sie sich in die Deckung hinein und legen Sie Ihren Tornister ab!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ und damit blieb er stehen und fing ohne besondere Eile an, die Tornisterriemen loszuhaben.

